

SOFIA CASPARI



Der
Duft
des
tiefblauen
Meeres
KROATIEN-ROMAN



BASTEI ENTERTAINMENT 

Inhalt

Cover

Über dieses Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Widmung

Kroatien, Insel Cres – Sechzigerjahre

Erstes Kapitel

Zweites Kapitel

Drittes Kapitel

Kroatien, Insel Cres – Sechzigerjahre

Viertes Kapitel

Fünftes Kapitel

Kroatien, Insel Cres – Sechzigerjahre

Sechstes Kapitel

Siebtes Kapitel

Achtes Kapitel

Kroatien, Insel Cres – Sechzigerjahre

Neuntes Kapitel

Zehntes Kapitel

Königreich Jugoslawien – Vierzigerjahre

Elfte Kapitel

Zwölftes Kapitel

Dreizehntes Kapitel

Vierzehntes Kapitel
Fünfzehntes Kapitel
Sechzehntes Kapitel
Deutschland - Sechzigerjahre
Siebzehntes Kapitel
Unabhängiger Staat Kroatien, Insel Cres - Vierzigerjahre
Achtzehntes Kapitel
Neunzehntes Kapitel
Zwanzigstes Kapitel
Einundzwanzigstes Kapitel
Kroatien, Insel Cres - Sechzigerjahre
Zweiundzwanzigstes Kapitel
Dreiundzwanzigstes Kapitel
Kroatien, Insel Cres - Sechzigerjahre
Vierundzwanzigstes Kapitel
Deutschland - Sechzigerjahre
Fünfundzwanzigstes Kapitel
Unabhängiger Staat Kroatien, Insel Cres - Vierzigerjahre
Sechsendzwanzigstes Kapitel
Kroatien, Insel Cres - Sechzigerjahre
Siebenundzwanzigstes Kapitel
Achtundzwanzigstes Kapitel
Neunundzwanzigstes Kapitel
Unabhängiger Staat Kroatien, Insel Cres - Vierzigerjahre
Dreißigstes Kapitel
Einunddreißigstes Kapitel
Zweiunddreißigstes Kapitel
Dreiunddreißigstes Kapitel
Deutschland - Sechzigerjahre
Vierunddreißigstes Kapitel
Fünfunddreißigstes Kapitel
Sechsenddreißigstes Kapitel
Siebenunddreißigstes Kapitel
Deutschland - Sechzigerjahre
Achtunddreißigstes Kapitel
Neununddreißigstes Kapitel

Kroatien, Insel Cres - Sechzigerjahre
Vierzigstes Kapitel
Unabhängiger Staat Kroatien, Insel Cres - Vierzigerjahre
Einundvierzigstes Kapitel
Zweiundvierzigstes Kapitel
Kroatien, Insel Cres - Sechzigerjahre
Dreiundvierzigstes Kapitel
Vierundvierzigstes Kapitel
Fünfundvierzigstes Kapitel
Sechsendvierzigstes Kapitel
Siebenundvierzigstes Kapitel
Achtundvierzigstes Kapitel
Neunundvierzigstes Kapitel
Deutschland - Sechzigerjahre
Fünfzigstes Kapitel
Einundfünfzigstes Kapitel
Deutschland - Sechzigerjahre
Zweiundfünfzigstes Kapitel
Dreiundfünfzigstes Kapitel
Vierundfünfzigstes Kapitel
Fünfundfünfzigstes Kapitel
Sechsendfünfzigstes Kapitel
Rijeka - einige Jahre zuvor
Siebenundfünfzigstes Kapitel
Achtundfünfzigstes Kapitel
Danksagung

Über dieses Buch

Deutschland, Gegenwart: Nach der schmerzlichen Trennung von ihrem Freund reist Pia Sommer einer Eingebung folgend nach Kroatien. In das Land, in dem ihr Großvater einst vor Jahrzehnten so glückliche Zeiten verbracht hat. Auf der Insel Cres lernt Pia den charmanten Winzer Goran kennen. Doch als er sie auf sein Weingut einlädt, bringt seine Familie der jungen Deutschen überraschend große Ablehnung entgegen, denn Gorans Onkel verschwand vor über fünf Jahrzehnten spurlos in Deutschland ...

Über die Autorin

Sofia Caspari, geboren 1972, hat schon mehrere Reisen nach Mittel- und Südamerika unternommen. Dort lebt auch ein Teil ihrer Verwandtschaft. Längere Zeit verbrachte sie in Argentinien, einem Land, dessen Menschen, Landschaften und Geschichte sie tief beeindruckt haben. Heute lebt sie - nach Stationen in Irland und Frankreich - mit ihrem Mann und ihren zwei kleinen Söhnen in einem Dorf im Nahetal.

SOFIA CASPARI



BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30131 Hannover

Copyright © 2018 by Bastei Lübbe AG, Köln

Titelillustration: © Rafal Kubiak/shutterstock;
adelhoidar/shutterstock; tinta/shutterstock

Umschlaggestaltung: Christin Wilhelm, www.grafic4u.de

eBook-Erstellung: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7325-5653-3

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

Für M. und A. Unvergessen.



Sechzigerjahre

Ein gutes Stück des Weges war Zlata vollkommen allein gewesen. Es war noch sehr früh am Morgen, nur das Gezwitscher der Vögel und die eigenen schnellen Schritte auf dem steinigen Untergrund, die sie von ihrem Elternhaus in Richtung Hafen führten, zerrissen die Stille. Die Luft war frisch, vom Meer her wehte eine leichte Brise. Ein Hahn stakste ein Stück am Wegrand neben ihr her, plusterte sich auf und entließ ein Krähen in den sich langsam aufhellenden, von rosa- und lilafarbenen Wolkenfetzen überzogenen Morgenhimmel. Nach und nach standen die Häuser dichter, ab und zu fiel nun ein Lichtschein auf den Weg. Eine Frau kam ihr entgegen, sie grüßten einander, und Zlata wusste, dass diese Begegnung spätestens zum Frühstück Gesprächsthema sein würde. Aber darüber wollte sie jetzt nicht nachdenken.

Sie zog die hellgraue Strickjacke enger um die Schultern, beschleunigte ihre Schritte, um so rasch wie

möglich Abstand zwischen sich und ihr Elternhaus zu bringen, doch sie gab acht, dass sie nicht in der Morgendämmerung stolperte und sich womöglich den Fuß verstauchte. Dann wäre alles umsonst gewesen.

Als sie das Bett verlassen hatte, um zur Tür hinauszuschleichen – kaum fünf Minuten schien das her zu sein –, da hatte sie befürchtet, ihre Mutter würde von ihrem laut hämmernden Herzen geweckt werden. Aber nichts war geschehen. Aleksija hatte gleichmäßig atmend in ihrem Bett auf der gegenüberliegenden Seite des Schlafraumes gelegen und sich nicht gerührt, auch nicht, als Zlata ihre Kleider zusammengerafft hatte und in den Flur hinausgeschlichen war. Während sie sich so lautlos wie möglich angekleidet hatte, hatte sie immer wieder innegehalten, um zu horchen, doch bis auf ihre eigenen kaum hörbaren Geräusche war alles ruhig geblieben.

Als sie endlich vorsichtig die Tür geöffnet hatte, nur so weit, dass sie nicht quietschen konnte, hatte sie aus der Ferne das erste Hahnenkrähen gehört. Wieder hatte sie verharret, hatte sich versichern wollen, ob die Mutter nicht geweckt worden war, doch nichts ... Behutsam war Zlata die Stufen hinuntergestiegen. Ihre Schritte hatten auf dem Kiesweg geknirscht, als sie vom Haus weg auf das Tor zugegangen war. Alles war ihr unglaublich laut erschienen, doch niemand war hinter ihr hergekommen, niemand hatte grob ihren Arm gepackt, um sie an ihrem Tun zu hindern.

Vor dem Tor hatte sie erneut gezögert und war dann doch entschlossen auf die Straße getreten. Und jetzt hatte sie den Hafen fast erreicht. Da waren so viele Gedanken, die ihr durch den Kopf jagten. Was sollte sie den Menschen sagen, die ihr jetzt begegneten? Sollte sie überhaupt etwas sagen? Sie hoffte, dass niemand Notiz von ihr nahm, sie war nur eine junge Frau, die beabsichtigte, frischen Fisch zu kaufen, eine gute Tochter, die der Mutter Arbeit abnahm. Sie wollte nicht, dass geredet wurde. Gerede würde ihr die Mutter sehr übel nehmen.

Weiter ging es, Schritt um Schritt. Zlata hob den Blick, als sie die Gasse verließ. Das Meer breitete sich vor ihr aus, irgendwo da vorne wartete das Schiff, das ihn von ihr wegbringen würde.

Ihr Herz klopfte schneller. Bald würde sie sie sehen – den einen mit dem struppigen dunkelbraunen Haar, den sie liebte, und den anderen mit dem glatten, halblangen blonden Haar, der sie liebte. Das hatte er ihr vor einigen Tagen gestanden. Seitdem war alles anders.

Würde sie sich auf ihn verlassen können?

Das Ende des Sommers, den Herbst ... Sie würde viele Monate ohne ihren Branko verbringen.

Ich werde auf dich warten, eigentlich habe ich jetzt schon damit begonnen.

Zlata wandte sich zum Festland um. Über den Bergen wurde der noch fahle Schein der Sonne stärker. Er berührte die Bergspitzen und übergoss sie mit goldenem Licht. Bald würde er die Insel aus dem Meer emporheben. Die Schatten veränderten sich bereits.

Zlata wandte den Blick ab und schaute zu den Fischerbooten – zu denen, die schon an ihren Plätzen vertäut waren, und danach zu denen, die den Hafen ansteuerten. Sie hörte, wie die Wellen gegen die Kaimauer schwappten.

Die Stimmen wurden lauter. Die Fischer verkauften den Fang der Nacht, große und kleine Fische, silbrige und bunte, dicke und dünne. Erste helle Sonnenflecken tanzten auf dem Wasser, stets für einen Augenblick nur, dann waren sie wieder verschwunden.

Im nächsten Augenblick sah Zlata die beiden. Branko rauchte. Klaus hatte die Arme verschränkt, als würde er frieren, und schaute auf das Schiff, das sie von hier fortbringen sollte.

Wieder einmal ließ ihr die Angst die Kehle eng werden. Sie hatten so oft darüber gesprochen. Es war eine Chance. Branko hatte ihr erzählt, dass es das Beste sei. Er würde

richtiges Geld verdienen, und wenn er zu ihr zurückkam, würden sie ein Haus bauen und einen Stall voller Kinder bekommen und niemals mehr Sorgen haben. Sie würden die großzügigsten Gastgeber sein. Keiner musste hungrig oder durstig von ihrem Tisch aufstehen.

Zlata sah, wie Branko sein verknautschtes Päckchen Tabak aus der Hose zog. Er betrachtete es, schien abzuwägen. Es war Klaus, der sie zuerst entdeckte und zögernd die Hand hob. Zlata nickte ihm zu.

Er hat mir versprochen, auf ihn aufzupassen. Er weiß, wie das Leben in Deutschland ist. Ich kenne ihn. Man kann sich auf die Deutschen verlassen.

Vier Jahre war es jetzt her, dass sie sich zum ersten Mal gesehen hatten. Neunzehn war sie damals gewesen, und sie hatten sich noch wie Kinder gefühlt. Erwachsen zu sein hatte in weiter Ferne gelegen. Sie hatten herumgealbert und »Fang die Kuh« gespielt, auch Klaus, der schon studierte und sich ganz allein auf Reisen befand. Er wollte Lehrer werden.

»Zlata!«

Klaus kam auf sie zu. Er sah sie anders an, seit diesem, vielleicht auch schon seit dem vergangenen Sommer. Er hatte sich in sie verliebt, aber natürlich wusste er, dass sie Branko gehörte, und er respektierte das. Er war ein anständiger Mann.

»Klaus ...«

Sie lächelte. Für einen Moment standen sie sich unsicher gegenüber. Branko kam herbeigeschlendert, steckte den Tabak wieder ein, täuschte vor, keine Angst zu haben. Aber sie kannte ihn. Sie sah ihm an, wie verunsichert er war. Er hatte die Insel noch niemals verlassen. Sie war mit ihrer Mutter zumindest einmal in Rijeka gewesen, denn dort kam die Mutter her. Ein Stadtmensch war sie, niemals wirklich auf Cres angekommen.

»Du bist da.«

Branko sagte es leise. Zu viele Augen gab es hier. Sie dachte daran, dass sie sich am Abend zuvor hätten verabschieden sollen und dass es jetzt zu spät war. Ihn nicht berühren zu können fühlte sich wie körperlicher Schmerz an.

»Mama hat mir aufgetragen«, sagte sie zu laut und zu steif, »frischen Fisch zu holen.« Sie schaute an Brankos Schulter vorbei auf das Schiff.

»Es wird uns nach Rijeka bringen«, sagte er, als hätte er sie nicht gehört.

Zlata nickte. Ihr Blick fiel auf Klaus' Leinenrucksack, den er immer bei sich trug. Im letzten Jahr hatte er zu nah am Feuer gelegen und war seitdem an der Seite schwarz von den Flammen. Daneben stand ein abgenutzter Koffer. Brankos neues Leben steckte in diesem Koffer. Ihr neues Leben steckte in diesem Koffer.

Im Winter würde er sie besuchen. Zu Weihnachten. Wenn er sich eingelebt hatte, würde sie ihn sicherlich auch einmal besuchen. Sie freute sich darauf und fürchtete sich zugleich. Am liebsten hätte sie sich in seine Arme gestürzt, doch es war unmöglich. Ihre Mutter würde es zu hören bekommen. Einer der Fischer sah bereits seit einiger Zeit zu ihnen herüber. Sie fühlte sich unwohl. Klaus streckte ihr die Hand hin.

»Auf nächstes Jahr!«, sagte er langsam auf Kroatisch. Er hatte ganz gut gelernt in ihren gemeinsamen Sommern.

»Pass auf ihn auf«, flüsterte sie.

»Das tue ich.« Sie trat einen Schritt zurück.

Branko kam ein wenig näher. »Vergiss mich nicht, Zlata«, sagte er mit belegter Stimme.

»Niemals.«

Sie überlegte, ob sie ihn doch umarmen konnte, ganz kurz, dann entschied sie sich, auch ihm nur die Hand zu reichen. Enttäuschung und Verständnis zeichneten sich auf seinem Gesicht ab. Er ging auf das Schiff zu und

balancierte über ein schmales Brett hinüber auf das Deck. Klaus folgte ihm.

Zlatas Augen brannten. Es würde nicht mehr lange dauern, und sie würde ihre Umgebung nur noch verschwommen sehen. Keine Tränen, dachte sie, nicht hier, nicht jetzt, nicht in der Öffentlichkeit.

Klaus und Branko standen nebeneinander an der Reling. Zwei Freunde.

»Bring ihn mir zurück«, sagte sie lautlos.

»Du Hure!«

Ihre Mutter hatte gewartet, bis Zlata die Tür leise hinter sich zugezogen hatte, um sich dann mit geballten Fäusten auf ihre Tochter zu stürzen. Das Paket mit dem frischen Fisch entglitt Zlatas Händen, als sie die Arme hochriss, um sich zu schützen.

Nur um sich zu schützen, niemals würde sie die Hand gegen die Mutter erheben. Sie hatten nur einander. Ihre Mutter war eine Außenseiterin, und sie war ebenso eine, denn die Kinder von Außenseitern konnten nichts anderes sein.

Vielleicht wäre es anders gewesen, wenn ihr Vater noch leben würde. Nach dessen Tod hatte ihre Mutter sie allein aufgezogen – seine Familie hatte nichts von Aleksija und ihrem Kind wissen wollen. Oft war es hart gewesen, das Geld für sie beide zu verdienen, aber die stolze junge Frau hatte sich nie geschont.

Ein neuer Schlag. Aus dem Halbdunkel kroch das weiße Gesicht ihrer Mutter gespenstisch auf sie zu.

»Wo warst du? Warum schleichst du dich morgens aus dem Haus wie ein billiges Flittchen?«

»Im Hafen. Ich wollte Fisch ...«

Dieses Mal traf die flache Hand ihrer Mutter ihre linke Wange. Sie brannte wie Feuer.

»Lüg nicht.«

»Ich lüge nicht. Der Fisch liegt da. Ich habe Branko und den Deutschen zufällig am Hafen gesehen.«

Aleksija hatte schon wieder ausgeholt und hielt dann inne. »Er geht also wirklich? Sicher bist du ihm zu alt, eine alte Jungfer bist du! Wusstest du es? Dass er dich allein zurücklassen würde? Ja, so sind die Männer. Sie sind feige.« Sie verzog das Gesicht zu einem höhnischen Grinsen. »Er wäre ohnehin nichts für dich gewesen.« Unvermittelt packte sie Zlata am Arm und zerrte sie in die Küche, wo bereits ein Feuer im Ofen loderte. Während sie einen Kessel Wasser aufsetzte, warf sie ihrer Tochter einen kurzen Blick über die Schulter zu. »Geh Holz hacken«, befahl sie. »Ich kann den Herbst schon riechen. Und übrigens ... Er wird dich vergessen. Ach, wie schnell wird er dich vergessen.«

Zlata konnte sich nicht mehr beherrschen. »Er wird mich nicht vergessen.«

»Hat er dir das versprochen?« Aleksija lachte verbittert auf und wandte sich Zlata erneut zu. »Sie versprechen so viel, wenn sie etwas von einem wollen. Aber wenn du sie brauchst, dann sind sie nicht da.« Sie musterte ihre Tochter mit zusammengekniffenen Augen. »Hast du ihm etwas dafür gegeben? Sag schon, du kleines Miststück, hast du? Ich erfahre es ja ohnehin. Man wird es mir erzählen, das weißt du.«

»Ich habe nichts getan.«

»Oh, ich habe nichts getan«, äffte ihre Mutter sie nach. »Das hoffe ich für dich, das hoffe ich sehr.« Sie hielt kurz inne. »Sind das Tränen? Ach je, Kindchen, Tränen nutzen dir nichts. Tränen haben noch keinem was genutzt ...«

Zlata nahm sich vor, darauf zu achten, dass ihre Mutter es nicht mitbekommen würde, wenn einer von Brankos Briefen eintraf. Sie wollte nicht verletzt werden. Ihre scharfzüngige Mutter wurde nicht müde zu betonen, dass sie umsonst wartete, dass alle Männer eines Tages

fortgingen und nicht wiederkamen. Dass man als Frau letztlich immer allein dastand. »Er wird dich verlassen, wie dein Vater mich verlassen hat«, sagte sie immer und immer wieder.

Zlata dachte daran, dass ihr Vater im Krieg gefallen war und dass er gewiss nicht beabsichtigt hatte, nie wiederzukommen. Er hatte doch nicht sterben wollen. Sie kannte ihn von Fotos. Er war ein guter Mann gewesen. Er wäre auch ein guter Vater gewesen. Sie fand es erschreckend, wie sehr das Leben ihre Mutter verhärtet hatte, und hoffte, dass es ihr selbst niemals so ergehen würde.

Niemals wollte sie so verbittert, so hartherzig und so gleichgültig werden wie Aleksija.

Erstes Kapitel

Deutschland, Gegenwart

Es wurde Pia unbequem, auf dem geschlossenen Klodeckel zu sitzen. Ihr Rücken schmerzte, ihre Beine begannen schon unangenehm zu kribbeln. Sie sah zum Waschbecken hinüber, auf dessen Rand sie den Schwangerschaftstest abgelegt hatte. Von ihrem Platz aus konnte sie das Ergebnis nicht sehen.

Soll ich?

Sofort spürte sie einen Druck im Magen, eine Enge, die sich über die Brust bis in den Hals hinaus ausweitete.

Alles oder nichts. Gleich würde sie es wissen.

Es klopfte zum wiederholten Mal an der Tür, unerbittlich jetzt, nicht mehr so sanft wie eben noch.

»Komm schon, Pia, lass uns wie erwachsene Menschen miteinander reden. Mach endlich die Tür auf.«

Sebastians Stimme klang genervt. Sie hatte recht gehabt. Man hatte seinem Klopfen anhören können, dass er langsam die Geduld verlor. Pia fragte sich, worüber er jetzt noch reden wollte. Eine halbe Stunde zuvor hatte er ihre Beziehung beendet, einfach so, nach sieben Jahren, mit ein paar knappen Worten.

Was genau hatte er gesagt? Sie konnte sich schon nicht mehr erinnern.

Sie starrte immer noch in Richtung Schwangerschaftstest, einem Frühtest, der im Internet als besonders sicher angepriesen wurde.

Wann hatten sie das letzte Mal miteinander geschlafen? Sie konnte sich einfach nicht konzentrieren.

Hatte es irgendwelche Anzeichen für eine bevorstehende Trennung gegeben? Nein, das hatte es nicht. Sie waren doch glücklich gewesen. Unzweifelhaft glücklich. Nicht wenige hatten sie bewundert für ihre Harmonie, eine Partnerschaft, die Sicherheit ausstrahlte. Erst in der vergangenen Woche waren sie spontan nach Hamburg gefahren. Im Hotelzimmer hatte ein Blumenstrauß auf sie gewartet, den Sebastian dort zur Begrüßung hatte hinstellen lassen. Er war ein sehr überlegter Mensch mit klaren Vorstellungen, jemand, für den solche Gesten selbstverständlich waren.

Am Tag ihrer Ankunft hatten sie sich ausgeruht. Sie hatten im Hotel gegessen und viel Zeit im Bett verbracht. Am nächsten Tag hatten sie eine Hafentrundfahrt gemacht, waren über die Reeperbahn spaziert und hatten sich schließlich noch die Elbphilharmonie angeschaut. »Eines Tages«, hatte Sebastian gesagt, »besuchen wir dort ein Konzert.«

Es war ein perfektes Wochenende gewesen, das ihr einmal mehr gezeigt hatte, dass sie zusammengehörten. Und jetzt sollte einfach so alles vorbei sein? Nein, sie konnte sich gar nicht vorstellen, wie es sein sollte, ohne Sebastian zu leben. Sie hatten ihr Leben doch teilen wollen, Kinder bekommen, ein Haus kaufen.

Zusammen alt werden ...

Auch wenn sie noch jung waren, erst Ende zwanzig, so hatte sie dieser Gedanke doch immer begleitet - Sebastian war der Mann, mit dem sie ihr Leben verbringen wollte.

Und jetzt war alles aus. Wie stellte er sich das vor?

Es klopfte erneut, wieder etwas sanfter dieses Mal, aber immer noch unmissverständlich. Auch Sebastians Stimme

hatte so geklungen, als er es ihr gesagt hatte, ganz sanft, jedoch umso entschlossener. Er hatte sich offenbar schon länger auf diesen Augenblick vorbereitet, vielleicht sogar mehrere mögliche Szenarien durchdacht.

Das sähe ihm ähnlich.

Während er ununterbrochen geredet hatte, hatte sie ihm nur zuhören können. Ihr Kopf war leer gewesen, da war nur das Gefühl, das ihr den Magen zusammenzog, das ihr Herz zum Klopfen brachte und ihren Körper zittern ließ.

Schließlich hatte sie sich ins Bad zurückgezogen, hatte wie in Trance den Schwangerschaftstest aus dem Spiegelschränkchen genommen, die Verpackung aufgerissen ... Die Anleitung musste sie längst nicht mehr lesen. Sie hatte schon so viele dieser Tests gemacht. Es hatte sogar Tage gegeben, da waren es mehrere gewesen, weil sie den Eindruck gehabt hatte, eine winzige Spur auf dem Display erkannt zu haben. Später hatte sie dann regelrecht zwanghaft wieder und wieder überprüft, ob sie recht gehabt hatte mit ihrer Annahme oder ob sich ihre Hoffnung ein weiteres Mal zerschlug.

Und wenn sie jetzt schwanger war? Würde das etwas ändern? Würde er dann bei ihr bleiben? Dann musste er doch bleiben. Dann würde sich ihr Traum erfüllen, und sie würden Eltern werden.

Vielleicht ...

Pias Blick fiel auf den Katalog mit Babyausstattung, den sie letztens schweren Herzens unter den Zeitungsstapel neben der Toilette geschoben hatte. Kürzlich hatte Sebastian eine Bemerkung über den »Babykram« fallen lassen, der überall herumlag, und sie hatte sich dafür entschieden, achtsamer zu sein. Sie wollte ihn schließlich nicht bedrängen. Männer tickten anders, was diese Dinge betraf.

»Pia, Mensch, jetzt komm raus. Sei nicht albern. Lass uns miteinander reden. Wir sind doch erwachsen.«

Erwachsen ...

Wieder dieses Wort. Er verlor die Geduld, sie hörte es deutlich.

Sie stand auf und zog ab. Dann nahm sie den Schwangerschaftstest vom Waschbeckenrand.

Negativ.

Sie hatte es erwartet, und es schmerzte trotzdem. Sie ließ den Test in den Mülleimer fallen, biss sich auf die Faust und kämpfte gegen die Tränen an. Wie oft hatte sie das schon erlebt: negativ, negativ, negativ ... Es las sich, als wollte man sie verhöhnen. Sie wusch sich die Hände, trocknete sie ab. Dann klopfte es erneut.

»Himmel, Pia, jetzt mach endlich die Tür auf! Lass uns reden, verdammt.«

Über was?, dachte sie, über was sollen wir jetzt noch reden? Es gab nichts mehr zu reden. Er würde sie verlassen. Sie würde allein zurückbleiben.

Ohne Kind. Ohne Beziehung. Einsam.

Pia ging ans Fenster und starrte nach draußen. Er sollte sie nicht weinen hören. Das war das Letzte, was sie wollte. Er sollte einfach gehen.

Vor der Tür rumpelte es. Dann waren Schritte zu hören, die sich entfernten. Sebastian fluchte unterdrückt. Pia hörte die Bügel an der Garderobe gegeneinanderklappern, einer krachte zu Boden. Sie kannte das Geräusch.

Erneutes Fluchen.

Das alte gefederte Sofa im Flur quietschte. Sebastian hatte sich hingesetzt, um sich die Schuhe anzuziehen. Fast konnte sie ihn vor sich sehen. Die Art, wie er sich nach vorne beugte, den Fuß in den Schuh gleiten ließ, dann der Griff an die Ferse ... Erneutes Quietschen, als er aufstand, sich die Jacke anzog, kurz vor dem Spiegel im Flur stehen blieb, um hineinzusehen. Sie wusste, dass er das tat, weil er von seinen Gewohnheiten kaum ablassen konnte. Einmal den Kopf nach rechts drehen, einmal nach links ...

Draußen schien eine strahlend helle Morgensonne. Es musste etwa halb zehn sein. Eine Mutter hastete mit ihrem

Kind vorbei, sie waren sicher auf dem Weg zur benachbarten Kita. Mit dem Handrücken wischte Pia sich die Tränen weg, die nun doch über ihre Wangen rannen.

Sie waren nur nicht umgezogen, weil die Wohnung ihrem Vater gehörte und er sie ihnen zu einem günstigen Mietpreis überlassen hatte. Es gab Tage, an denen war es eine einzige Qual, die Kinder zu hören. Sie wollte sie nicht mehr hören, nicht mehr sehen. Sie wollte nicht mehr beobachten müssen, wie sich Eltern zu ihren Kindern hinunterbeugten, wie die Kleinen ihnen vertrauensvoll die Arme entgegenstreckten. Sie wollte kein Kindergeschrei und kein Kinderlachen mehr in ihrer Nähe.

Alles vorbei, alles sinnlos.

Draußen näherten sich Schritte, sicher ein letztes, ein allerletztes Mal. Wenn sie jetzt nichts sagte, würde er wirklich gehen.

»Pia ...«

Sie wischte sich mit dem Handrücken über das Gesicht.
»Ich komme.«

Es überraschte sie, wie ruhig ihre Stimme klang. Sie ging zum Waschbecken, ließ das Wasser erneut laufen, wartete, bis es eiskalt war. Dann wusch sie sich das Gesicht, trocknete es ab, cremte sich sorgfältig ein und musterte sich im Spiegel. Die Tränen hatten Spuren hinterlassen, doch sie musste sich nicht für ihre Gefühle schämen, auch wenn sie erwachsen war – ein wenig älter als Sebastian, was ihr nie als Problem erschienen war.

Aber vielleicht war es das ja doch.

Sie ging zur Tür und nahm sich fest vor, nicht mehr zu weinen.

Als sie öffnete, stand Sebastian der Tür gegenüber an die Wand gelehnt, den Kopf leicht zur Seite geneigt. So hatte er auch dagestanden, als sie sich kennengelernt hatten, damals auf dieser Party. Und so hatte er oft dagestanden, wenn er sie zum Mittagessen aus ihrem Büro

abgeholt hatte in dem Unternehmen, in dem sie beide seit ihrem Abschluss arbeiteten.

Gearbeitet hatten.

Auch das war Vergangenheit.

»Du hast geweint«, stellte er fest.

Sie zuckte mit den Schultern. Was sollte sie sagen? Sollte sie sich für ihre Gefühle entschuldigen, dafür, dass ihr die Trennung etwas ausmachte? Wortlos ging sie in die Küche. Sebastian folgte ihr mit einem Seufzer. Irgendetwas passte ihm nicht.

Pia füllte den Wasserkocher und schaltete ihn an. Da stand noch ihre Tasse mit dem Teebeutel. Sie hatte den Raum so fluchtartig verlassen, als er davon geredet hatte, sich von ihr trennen zu wollen, dass sie alles hatte stehen und liegen lassen – und wenn sie jetzt daran dachte, hatte sie wieder das Bedürfnis davonzulaufen.

Sie wollte ihn nicht ansehen, also starrte sie den Wasserkocher an. Sie hörte das Wasser sieden, das Klacken, mit dem er sich abschaltete. Sie goss heißes Wasser in ihre Teetasse, beschwerte den Teebeutel mit einem Löffel, sah dem hellbraunen, dunkler werdenden Farbwirbel zu, der vom Teebeutel aufstieg und sich im Teewasser verteilte.

Sebastian räusperte sich. »Pia, ich weiß, dass es schwer ist, aber du wirst bald erkennen, dass es besser so ist. Es geht nicht mehr. Wir müssen uns trennen.«

Wir ...

Warum sagte er das so, wenn *er* es doch war, der entschieden hatte?

Sie biss sich auf die Lippen und sah ihn nur an, konnte nicht sprechen. Wenn sie jetzt ein Wort sagte, dann würde sie wieder weinen.

Wir müssen uns trennen ...

Wir?

Für ihn gab es kein »Wir« mehr. Wie lange wohl schon?

»Pia, ich ...« Seine vertraute Stimme, und doch klang sie plötzlich so kalt. »Es ist einfach so ... Du hast dich verändert, Pia, du bist nicht mehr die, die ich kennengelernt habe. Wirklich, es gibt da so vieles ... vor allem die Sache mit dem ...« Er räusperte sich erneut. »Ich kann einfach nicht damit leben, dass es für dich nichts anderes mehr gibt. Ich hab darüber nachgedacht, und weißt du, vielleicht will ich das einfach noch nicht. Vielleicht ist das alles viel zu früh mit einem ...«

... mit einem Kind, dachte sie. Er konnte es noch nicht einmal aussprechen. Zum ersten Mal empfand sie Wut.

Halt sie zurück. Du willst nicht weinen. Nicht jetzt. Nicht vor ihm.

»Willst du nichts sagen? Lass uns doch reden.«

Sie schüttelte den Kopf. »Was gibt es da noch zu reden?«

Sie musste sich die Lippen blutig beißen, um die Tränen hinunterzuschlucken. Sie hatte nicht verbittert klingen wollen, vielmehr souverän, aber das war ihr gründlich misslungen. Sie drehte sich zu ihrer Teetasse um, bewegte den Löffel ein wenig. Es klirrte. Ein Knarren sagte ihr, dass Sebastian sich auf einen Stuhl gesetzt hatte. Auf ihren Stuhl ... Sie hatte die Stühle in diese Wohnung mitgebracht. Wahrscheinlich hat er sie nie gemocht, fuhr es ihr durch den Kopf. Wer weiß ... Aber sie sagte nichts. Der Gedanke war albern. Sie wollte nichts Albernes sagen.

»Ich werde heute nur ein paar Sachen mitnehmen, den Rest hol ich am Wochenende, wenn dir das recht ist.« Pia zuckte erneut mit den Schultern. Der Tee war fertig. Sie entfernte den Beutel und ließ ihn in die Spüle fallen, etwas, das Sebastian nicht ausstehen konnte. Darum musste sie sich jetzt ja nicht mehr kümmern. Sie musste sich nicht darum kümmern, was ihn störte und was nicht. Und es war ihre Wohnung, sie stand nicht auf der Straße. Wo würde er wohl unterkommen? Interessierte sie das? Er musste sich Gedanken darum gemacht haben, denn er machte keine

Anstalten zu fragen, ob er bleiben konnte. Er wollte schon am Wochenende all seine Sachen holen. »Vielleicht können wir dann auch reden«, fügte Sebastian hinzu.

Wenn du dich beruhigt hast, fügte sie stumm hinzu.

Pia hielt die Tasse mit beiden Händen umklammert, als sie sich jetzt zu ihm umdrehte. Er zögerte noch einen Moment, dann stand er unvermittelt auf.

»Pia, ich will nicht, dass es so endet.«

»Dann trenn dich nicht von mir.«

»Wir haben uns auseinandergelebt, schon vor einer ganzen Weile. So ist es doch. Das musst du auch bemerkt haben.« Er schaute sie fragend an.

Sie konnte nicht fassen, was er da sagte. Auseinandergelebt? War es so? Sie dachte an Hamburg ... Nein, bis eben noch war sie davon überzeugt gewesen, dass sie den Rest ihres Lebens gemeinsam verbringen würden. Sie hatte keine Ahnung gehabt von dem Mann, mit dem sie zusammenlebte, hatte nicht gemerkt, was in ihm vorging. Hatte er sich unwohl gefühlt, hatte sie ihn bedrängt? Musste sie ihm nur sagen, dass sie lernen konnte, dass sie sich ändern würde?

Ich kann mich ändern, Sebastian, nur für dich.

Doch reden konnte sie jetzt nicht. Nicht nur, weil sie dann wieder weinen müsste, sondern weil es keine Worte gab, die ausdrücken konnten, was sie sagen wollte.

»Pia«, setzte er erneut an.

Sie wandte sich abrupt ab. Vom Fenster aus konnte sie einen Teil der Kita sehen, in der schon die Kleinsten betreut wurden. Alles änderte sich, alles war ein immerwährender Fluss. Eine Tür ging zu, eine andere öffnete sich.

Nein, für sie gab es keine Tür, die sich öffnete.

Sie nahm noch einmal Sebastians Stimme wahr, aber sie hörte nicht mehr, was er sagte. Auch wenn es wehtat, blieb sie reglos stehen, bis die Wohnungstür hinter ihm ins Schloss fiel. Dann brachte sie die immer noch unberührte

Tasse mit dem Tee zur Spüle, ging in ihr Zimmer, legte sich aufs Bett und schloss für einen Moment die Augen. Ihre Gedanken wanderten zurück zu dem Tag ein Dreivierteljahr zuvor ...

»Frau Sommer, kommen Sie doch bitte einmal rasch. Oder sind Sie zu beschäftigt?«

»Pia«, zischte es vom Schreibtisch gegenüber. »Pia, hörst du nicht?«

Pia schaute auf. Sie konnte nicht sagen, ob ihr Vorgesetzter mehr als einmal gerufen hatte - sie war in Gedanken gewesen, wieder einmal. Doch dem Gesichtsausdruck ihrer Kollegin nach zu urteilen, hatte er das getan. Ein Gefühl des Unwohlseins schwappte in ihr hoch. Jetzt hieß es aufzustehen, sich zu sammeln, den Kloß im Magen zu bekämpfen und die weichen Knie. Sie schob den Stuhl zurück, atmete ein und wieder aus, ein und wieder aus, im Bemühen, ruhiger zu werden. Das hatte die Therapeutin ihr geraten, die sie nun seit einem Jahr aufsuchte. »Wenn die Angst kommt, dann atmen Sie«, hatte sie gesagt. »Das ist das Einzige, was Sie tun können. Sie atmen, und Sie spüren, wie Sie ruhiger werden. Atmen Sie ein und wieder aus und ein und wieder aus.«

Atmen nach Anleitung.

Noch einmal ließ Pia den Blick über den Schreibtisch wandern. Alles war geordnet. Das, was sie an diesem Tag erledigen wollte, war minutiös aufgelistet, aber sie hatte noch nicht damit angefangen, ihre Liste abzuarbeiten, und jetzt ging es schon wieder auf Mittag zu.

Aller Anfang barg die Möglichkeit des Scheiterns in sich. So war es doch, oder? Sie wurde ja auch seit Jahren nicht schwanger.

Als ob mit ihr etwas nicht stimmte.

Aber es stimmte alles, und vielleicht war das das Schlimmste. Sebastian und sie hatten sich beide untersuchen lassen mit dem Ergebnis, dass nichts

dagegensprach, dass sie eines Tages Eltern werden würden. Die Ärzte konnten nichts finden, auch in der Kinderwunschklinik hatte man ihr keine Hoffnung machen können, denn es gab einfach keinen erkennbaren Grund, warum sie nicht schwanger wurde.

Eines Tages. Irgendwann. Nie.

»Gehen Sie die Sache lockerer an, Frau Sommer«, hatte ihr Gynäkologe gesagt.

Und wenn das nicht reichte?

Ihre Kollegen hielten sie für organisiert. Pia allein wusste, dass das nicht stimmte. In Wirklichkeit war sie eine Versagerin, die nichts auf die Reihe bekam. Ihre Arbeit nicht, ja, noch nicht einmal die einfachste Sache der Welt – schwanger zu werden ... Manche schafften das nach einem One-Night-Stand.

Wie immer steigerte sich Pias Unbehagen mit jedem Schritt weiter auf das Büro ihres Chefs zu, bis es sie kurz vor seiner Tür fest im Würgegriff hatte. Von Anfang an war da etwas zwischen ihnen gewesen, seit dem Tag, an dem Konstantin Müller die Leitung des Unternehmens übernommen hatte. Es war nichts Dramatisches vorgefallen, sie hatten einfach nur nicht harmoniert.

Pia öffnete die Augen. War das der Anfang vom Ende gewesen und letztendlich das Ende von allem, auch das ihrer Beziehung mit Sebastian?

Es war jedenfalls dieser Tag ein Dreivierteljahr zuvor gewesen, an dem sie die Entscheidung mit dem verdamnten Sabbatjahr getroffen hatte.

Und Sebastian hat mich darin bestärkt. Hat er damals auch schon über die Trennung nachgedacht?

Er war kein Mann schneller Entschlüsse, wahrscheinlicher war, dass er alles von langer Hand geplant hatte.

Oder doch nicht?

Pia erinnerte sich, Sebastian an diesem Tag – sie hatten sich zum Mittagessen getroffen – von ihren Plänen erzählt zu haben. Er hatte sie aufmunternd angelächelt. Sie hatten sogar über die Möglichkeit gesprochen, einen Teil der Auszeit gemeinsam zu verbringen.

»Auch ich könnte ein paar Monate Zeit gebrauchen, weißt du«, hatte er gesagt. »Wir könnten doch etwas Verrücktes gemeinsam machen. Was meinst du?« Er hatte gelacht.

»Was denn?«

»Ein Haus kaufen und es renovieren zum Beispiel.«

Klang das verrückt? Ja, vielleicht tat es das, jedenfalls für zwei Büromenschen, die handwerklich nicht besonders geschickt waren und vom Hauskauf keine Ahnung hatten.

Pia erinnerte sich, in ihren Rigatoni herumgestochert zu haben. Obgleich sich der Gedanke, gleich wieder ins Büro zu gehen, schlecht angefühlt hatte, war sie an diesem Tag auch erleichtert gewesen, erleichtert, eine Entscheidung getroffen zu haben, erleichtert, sich nicht länger quälen zu müssen und ihr Leben neu zu ordnen. Abstand zu gewinnen. Ruhiger zu werden. Wieder allein atmen zu können.

»Wie willst du Müller das verkaufen?«, hatte sie gefragt.

»Ach, wir haben uns angefreundet. Lass das mal meine Sorge sein.« Er hatte ihr eine Haarsträhne hinters Ohr gestrichen, sich dann zu ihr herübergebeugt, um sie zu küssen. »Ja, ich finde, das sollten wir tun, Pia. Etwas Tolles zusammen machen. Zuerst einmal musst du aber zur Ruhe kommen. Du machst dich noch ganz kaputt. Ich sehe das. Entspann dich ein bisschen, dann klappt auch alles andere.«

Das Kind zum Beispiel, hatte sie gedacht, endlich schwanger werden. Doch sie hatte nichts gesagt. Auch damals schon hatte sie manchmal für einen kurzen Augenblick das Gefühl gehabt, dass er sich von ihr

bedrängt fühlte, und das durfte nicht sein. Er musste es wollen, das Kind, das war das Wichtigste.

Auf dem Weg zurück ins Büro hatte sie sich an ihn geschmiegt. Später hatten sie noch einmal alle Optionen durchgesprochen. Am Ende der Woche hatte sie allen Mut zusammengenommen und um ein Gespräch gebeten. Es war leichter gewesen, als sie es sich ausgemalt hatte, denn Konstantin Müller war nicht abgeneigt gewesen. »Machen Sie das. Und wenn Sie das Jahr hinter sich haben und voller neuer Ideen sind«, hatte er ihr zugesprochen, »dann denken wir neu nach. Sie sind immer eine gute Mitarbeiterin gewesen. Trauen Sie sich etwas zu, seien Sie wieder mutig!«

Wie auf Wolken war Pia zurück zu ihrem Schreibtisch gegangen. Sie hatte ein altes Projekt aufgerufen und zu arbeiten begonnen, aber sie war nicht wirklich dabei gewesen. Sie hatte an alte Häuser gedacht, die renoviert werden mussten. Sie hatte sich gefragt, wann und wie sich alles geändert hatte, wo die Angst hergekommen war und dieses Gefühl des Versagens. Wann nur war ihr das Vertrauen in ihre Fähigkeiten abhandengekommen? Wann war die Angst zu ihrem ständigen Begleiter geworden, dieses nicht enden wollende Gefühl der Überforderung?

Und vor zwei Monaten war es schließlich so weit gewesen. Sie hatte ihren Schreibtischplatz für eine Volontärin geräumt.

Pia stand wieder auf, ließ den Computer hochfahren und rief im Internet das Forum »WUNSCHKINDER« auf. Der vertraute Schriftzug erschien. Sie überflog die Liste der Namen derer, die online waren. Filinchen, die sich, wie Pia plötzlich ganz unsinnigerweise einfiel, nach ihrem Lieblingsknusperbrot benannt hatte und die im wahren Leben Jessica hieß, stand ganz oben. Pia loggte sich ebenfalls ein. *Zusammen auf dem Weg zum Wunschkind* war der erste Eintrag überschrieben. Jetzt konnte sie die Tränen nicht mehr zurückhalten.

Zweites Kapitel

Pia fröstelte. Sie stellte die Teetasse auf dem Nachttisch ab und zog die Decke etwas höher. Es war früh am Morgen, der Himmel war noch grau. Sie hörte, wie unten die Haustür geöffnet wurde. Die Krankenschwester aus dem Stockwerk über ihr, die sie eben noch eilig die Treppe hatte hinunterlaufen hören.

Die Tür fiel zu. Von ihrem Bett aus sah Pia das Blinken ihres Computers, den sie in der Nacht nicht mehr heruntergefahren hatte, und dachte an die dicken Tränen, die während des Chats mit Filinchen auf die Tastatur getropft waren.

Filinchen wusste es jetzt auch. Filinchen, die sie im Forum kennengelernt hatte und mit der sie die Last des Scheiterns teilte.

Sebastian und ich sind kein Paar mehr.

Die erste Nacht allein hatte sie irgendwie hinter sich gebracht. Sie hatte im Internet gesurft, mit ihrem Smartphone gespielt, ein Glas Wein getrunken. Gegen neun hatte sie ein heißes Bad genommen in der Hoffnung, dass sie das schläfrig machte. Geholfen hatte es nicht. Es war zu hell gewesen und zu laut, die Leute blieben länger draußen und vergnügten sich. Durch das gekippte Fenster waren bis tief in die erste warme Frühsommernacht Geräusche zu ihr hereingedrungen: das Schlagen der Kirchturmglöcken,